

dtv

Albert ist neunzehn, wuchs im Heim auf und kennt seine Mutter nicht. Sein Leben lang musste Albert ein Vater für seinen Vater Fred sein: Fred ist ein Kind im Rentenalter, ein schlaksiger Zweimeterriese, der nichts als Lexika liest, grüne Autos zählt und im Dorf als Held eines dramatischen Busunglücks gilt. Als sich herausstellt, dass Fred nur noch fünf Monate zu leben hat, machen sie sich auf die Suche nach Alberts Mutter. Ihre Reise wird zu einer Odyssee, die immer tiefer in die Vergangenheit führt. Albert muss herausfinden, dass die Menschen, die ihm am nächsten stehen, am meisten zu verbergen haben, und dass die Vergangenheit in der Erinnerung immer wahr ist. Es entspinnt sich eine überraschende Lebens- und Liebesgeschichte mit sehr liebenswerten Helden, die in einer Augustnacht 1912 beginnt und sich durch ein ganzes Jahrhundert zieht.

*Christopher Klooble* studierte am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Beiträge von ihm erschienen u. a. in ›Die Zeit‹, der ›Süddeutschen Zeitung‹ und der ›taz‹. Er war Writer-in-Residence in Cambridge (GB), am Goethe Institut Bangalore (Indien) und des Deutschen Hauses in New York (USA). 2015 hat er die Max Kade Gastprofessur am Dartmouth College in Hanover (USA) inne. Für sein Romandebüt ›Unter Einzelgängern‹ wurde er mit dem Literaturpreis der Jürgen Ponto-Stiftung ausgezeichnet. 2009 erschien sein Erzählband ›Wenn es klopft‹. Sein erstes Drehbuch ›Inklusion‹ wurde 2011 für BR verfilmt und erhielt den ABU-Prize. 2012 veröffentlichte er viel beachtet ›Meistens alles sehr schnell‹. Er lebt in Berlin und in Delhi.

Christopher Kloeble

Meistens alles sehr schnell

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Christopher Kloeble sind  
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Unter Einzelgängern (14278)  
Wenn es klopft (24720)

Die Zeichnung auf Seite 335  
stammt von Carolina Franzen.

Die Arbeit des Autors wurde vom  
Deutschen Literaturfond e. V. gefördert.

**Ausführliche Informationen  
über unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



2015 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner unter  
Verwendung von Fotos von Alamy  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14381-3

Für Saskya



## PROLOG

*Ich vergesse nichts. Ich kenne den Anfang und das Ende und alles, was dazwischenliegt. Ich habe erlebt, wie eine Geschichte zu Geschichte wurde, und andersherum.*

*Aber hier interessiert das niemanden. Meine greisen Zimmernachbarn können sich kaum für ein paar Minuten konzentrieren, ohne danach ein Nickerchen einlegen zu müssen. Und die viel zu jungen Pfleger haben Besseres zu tun, als den Erzählungen eines Achtzigjährigen zu folgen. Sie glauben, mich bemitleiden zu müssen. Dabei bemitleide ich sie. Wenn sie wüssten, was noch alles vor ihnen liegt! Die Armen denken, dass ihr Leben so verlaufen wird, wie sie sich das vorstellen. Irgendwann werden sie begreifen, man kann den Dingen nicht ihren Lauf nehmen. Das meine ich nicht nur im übertragenen Sinne: Blut muss fließen. Ich versuche, ihnen das zu erklären, ich will sie warnen. Und was machen sie? Tätscheln mir die Hand und sagen, ich soll mal nicht übertreiben.*

*Meine Erinnerung ist die bessere Gesellschaft. Sie schenkt mir den Geruch eines einzigartigen Brautkleids; sie schenkt mir die Liebe von Frauen, vielen Frauen; sie schenkt mir die Hitze eines verheerenden Feuers; sie schenkt mir die Hoffnung, dass meine Kinder irgendwo dort draußen leben; sie*

*schenkt mir das Glitzern von Gold und die Angst in den Augen toter Soldaten.*

*Und mit Schmerz ist sie auch nicht sparsam.*

*Nur manchmal wünschte ich, sie würde mir Ruhe schenken. Selbst wenn ich schlafe, hört sie nicht auf und schickt mir Träume hinterher. Sie ist immer da. Sie lässt mich nichts vergessen.*



# TEIL I

Ein Held und ein Sohn



## Fünf Finger

Am Himmel drifteten die letzten zwei Wolken aufeinander zu. Eine verschwommene Glühbirne und ein puffiges, weißes Etwas, das sich mit nichts vergleichen ließ.

Weiter unten stand Albert, flankiert von seinen Koffern, auf einem grasarmen Fleckchen Erde vor einer Haustür in Königsdorf, betrachtete den Klingelknopf und dachte nach. Wer Albert kannte – was nur wenige von sich behaupten können –, wusste, dass er nicht anders konnte. Früher hatten ihn andere Kinder Streber oder Brillenschlange genannt; dabei trug er gar keine Brille und war alles andere als fleißig. Wenn ihm eine Aufgabe gestellt wurde, versuchte er, sie zu lösen, indem er ausgiebig darüber nachdachte. Das war alles. Und es bedeutete auch nicht, dass er ausschließlich gute Noten schrieb. Für Albert gab es keinen unwirklicheren Satz als *Das hätte ich nie gedacht*. Wie konnte man etwas nicht denken? (Dachte er oft.)

Die schwierigste ihm bekannte Aufgabe – nach deren Lösung Albert schon seit neunzehn Jahren suchte – wartete hinter der Tür, deren Klingel er berührte, aber nicht drückte.

An diesem Nachmittag hatte Albert über siebzehn Stunden Reise hinter sich, mit dem Nachtzug, der Regionalbahn und

der Buslinie 479, deren Fahrer jede einzelne Haltestelle im Voralpenland, von *Pföderl* über *Wolfsöd* bis hin zu *Höfen*, angesteuert hatte, obwohl weder jemand ein- noch ausgestiegen war, und nun, da nur noch ein Stückchen fehlte, war er nicht sicher, ob er überhaupt ankommen wollte.

Was Albert nie nicht dachte, wenn er nach Königsdorf kam: dass er Fred schon seit seinem dritten Lebensjahr besuchte, anfangs in Begleitung einer Ordensschwester aus Sankt Helena, dem Waisenhaus, später allein. Dass Fred und er sich nie besonders nah gekommen waren. Dass er, als er fünf wurde (und Fred sechsundvierzig), darauf geachtet hatte, dass Fred seine Schwimmflügel trug, wenn sie Hand in Hand in den Baggersee sprangen. Dass er mit neun für Fred an der Kasse bezahlt hatte, weil Albert das Wechselgeld errechnen konnte, ohne seine Finger zu verwenden. Dass er im Alter von zwölf Jahren Fred von dem Traum abgeraten hatte, Schauspieler zu werden. (Der diese Idee später nur deshalb verwarf, weil er nicht wollte, dass man ihn, wie er sagte, bei der Arbeit beobachtete.) Dass er im Jahr darauf immer noch auf Freds Schwimmflügel geachtet hatte. Dass er mit fünfzehn versucht hatte, Fred aufzuklären, der ihm, was das Thema betraf, bis heute nicht glaubte und bloß verlegen lachte, sobald Albert es ansprach. Dass Fred ihn immer nur Albert nannte und Albert ihn immer nur Fred. Dass er noch nie Vater zu ihm gesagt hatte.

Fred war eben Fred – die oberste Regel in Alberts Leben. Sie galt schon seit seiner Geburt, und sie würde auch dieses Jahr gelten.

Jedenfalls noch für wenige Monate.

Die Finger einer manikürten Hand hatte ihnen der Kardiologe gezeigt, und Albert hatte sich gefragt, ob der Arzt das im-

mer so mache, ob er die Monate, die seinen Patienten blieben, vorzugsweise mit seinen Fingern angab, um sich die Suche nach einfühlsamen Worten zu sparen. Fünf Finger. Albert hatte sie kaum beachtet, hatte Fred an der Hand genommen und mit ihm das Krankenhaus verlassen und nicht auf die Rufe – wie auch später nicht auf die Anrufe – des Arztes reagiert.

Damit er nicht mit Fred sprechen musste, hatte Albert auf dem Heimweg viel geredet, vor allem über den Föhn, wie stark der sei, für diese Jahreszeit, wirklich ungewöhnlich stark.

»Fünf Finger sind schlimm«, hatte ihn Fred unterbrochen.

Albert war stehen geblieben und hatte nach Worten gesucht.

»Fünf Finger sind sehr schlimm, Albert.«

»Fünf Finger sind gar nicht so schlecht«, hatte Albert endlich erwidert.

»Wirklich? Wie viele hast du, Albert? Wie viele Finger hast du, bis du tot sein musst?«

»Das weiß ich nicht.«

»Sind fünf viel?«

»Fünf sind ziemlich viel«, sagte Albert so ermutigend er konnte.

»Ich *habe* fünf Finger!« Ein erleichtertes Lachen. »Du, Albert, ich wette, du hast auch total viele Finger.«

Noch am selben Abend war Albert abgereist, um sich seinen Abiturprüfungen zu stellen. Eine Pflicht, die er in Anbetracht der Neuigkeiten als mindestens ebenso lächerlich empfunden hatte wie seine Entscheidung, ihr nachzukommen.

Eigentlich wollte er nur fort.

Zwei Monate später, nach dem Abitur, waren die meisten seiner Freunde in die Ferne geflüchtet. Australien und Kambodscha waren bei Waisenkindern besonders beliebt; wenn man von einer Reise nach Angkor oder ins Outback zurückkehrte,

dann hatte man nicht nur zu sich selbst gefunden, sondern auch eine Vorstellung davon, wohin man gehörte und was man mit seinem Leben anfangen wollte. Angeblich. Albert – der noch nie verstanden hatte, weshalb manche Leute annahmen, dass Antworten, die nicht einmal in nächster Umgebung zu finden waren, in der Ferne warten würden – hatte sich entschieden, bei Fred einzuziehen. Was er sich davon erwartete, wusste er auch noch nicht, als er an diesem Nachmittag vor Freds Haus stand, er wusste nur: Was auch immer es war, ihnen blieb wenig Zeit dafür.

Noch drei Finger übrig, dachte Albert und klingelte, senkte den Kopf, packte die Griffe seiner Koffer und stand regungslos da. Die Hitze drückte ihm gegen den Schädel. An diesen Sommer würde man sich noch lange erinnern. Entgegen allen Prognosen verweigerte er bereits seit Wochen ein Gewitter. Der Rasen in Freds Garten war rostbraun, selbst das Zirpen der Grillen wirkte kraftlos, und die flirrende Hitze auf der Hauptstraße vor dem Grundstück spielte Alberts Augen Streiche.

## Ambrosisch!

Jetzt öffnete sich die Tür und auf dem Treppenabsatz erschien ein schlaksiger Zweimeterriese, der verlegen den Kopf neigte.

Sie starrten sich an.

»Albert!«, rief Fred mit seiner hellen Stimme, und ehe Albert wusste, wie ihm geschah, wurde er hochgehoben und fest gegen Freds knochige Brust gedrückt.

»Hallo, Fred.«

»Du bist dick, Albert!«

»Danke«, sagte Albert und musterte ihn, aber er war sich, wie so oft, nicht sicher, ob Fred bewusst war, was er von sich gab. Albert kannte ihn gut genug, um zu spüren, dass er ihn gar nicht kannte. Zumindest in der Hinsicht schien er wie jeder andere Vater.

Abgesehen davon musste Albert sich eingestehen, dass Fred nicht ganz unrecht hatte. Nach einer Dusche wickelte er sich das Handtuch normalerweise so um den Körper, dass er seinen Bauch nicht sehen musste, wenn er vor den Spiegel trat. Woher der zusätzliche Speck gekommen war, konnte er sich selbst nicht erklären. Seiner Auffassung nach aß und trank er nicht mehr als andere Menschen. Vermutlich bewegte er sich nicht genug; regelmäßiges Joggen, Walken oder wenigstens Spaziergehen würde ihm, wie man so sagte, »guttun«. Aber die Vorstellung von Bewegung nur um der Bewegung willen wirkte nicht besonders attraktiv auf ihn.

»Sind wieder Ferien?«, fragte Fred.

»Nein, diesmal nicht. Diesmal bleibe ich länger.«

Fred sah ihn hoffnungsvoll an. »Bis wann?«

»Bis ...«, Albert wick seinem Blick aus, »solange es geht.«

»Solange es geht kann lang sein!«, rief Fred fröhlich und klatschte in die Hände. »Das ist ambrosisch!«

»Ja. Ist schön.«

»Das ist *ambrosisch*!« Tadelnd hob Fred den Zeigefinger. »Du musst mehr Lexikon lesen, Albert.«

*Lesen* stand bei Fred in keinem Verhältnis zum *Verstehen*; selten merkte er sich über den Klang hinaus auch die Bedeutung der Wörter, die er mithilfe des Zeigefingers las. Und selbst wenn, meist verschwanden sie so plötzlich aus seinem

Gedächtnis, wie eine Seifenblase platzen kann. Mit Ausnahme seiner Lieblingsvokabel.

Fred riss Albert die Koffer aus der Hand und marschierte ins Haus. Albert folgte ihm. In der Diele blieb er stehen. Obwohl der zuckrige Duft von Freds Zuhause ihn in all den Jahren bei jeder Ankunft begrüßte, überraschte er ihn doch jedes Mal.

»Albert?« Fred drehte sich zu ihm um. »Bist du schwach?«

»Nein«, Albert atmete tief ein, »es geht schon.«

Albert hängte seine Jacke an einen Kleiderhaken neben Freds königsblauen Poncho, in dessen Kragen eine kindliche Handschrift warnte: *Das gehört Frederick Arkadiusz Driajes!* Derselbe Name klebte auch neben seinem Klingelschild. Niemand redete ihn mit seinem vollständigen Namen an. Vielleicht, weil keiner wusste, wie man ihn aussprach. Natürlich gab es in Königsdorf ein paar Einfaltspinsel, die andauernd beim Gasthof *Hofherr* im Biergarten herumhingen, eine Hand am Weißbierglas, behaupteten, er sei langsam im Kopf, und ihn *Freddie-bist-du-deppert?* riefen. Aber für die meisten war er einfach Fred, mit gedehntem e, der Held vom Busunglück '77, der den halben Tag an Königsdorfs einziger Bushaltestelle verbrachte, um alle vorbeifahrenden Autos auf der Hauptstraße zu zählen und die Fahrer zu grüßen.

Als Fred die Koffer vor der Treppe abstellte und ins verdunkelte, kühle Wohnzimmer vorausging, spürte Albert ein Déjà-vu auf sich zukommen, genauer gesagt: das Déjà-vu von etlichen Déjà-vus.

Er dachte: Sie würden sich zunächst auf eine abgewetzte, kirschrote Chaiselongue setzen, exakt dorthin, wo sie immer gegessen hatten, und egal, was er anfassen würde, Tausende von Krümeln würden an Alberts Händen kleben bleiben, und



das würde ihn daran erinnern, dass es nun statt des Pflegers wieder an ihm war, für mindestens eine warme Mahlzeit täglich zu sorgen, Schnürsenkel zu binden, auf ordentlich geputzte Zähne zu achten, das Haus sauber zu halten. Sein Blick würde auf die an der Wand befestigte Weltkarte fallen, auf der ein grüner Filzstiftkringel, der Königsdorf markieren sollte, Bayern markierte, und er würde Fred fragen, wie es ihm gehe, worauf der natürlich antworten würde: »Ambrosisch«, um Albert im nächsten Moment zu bitten, ihm aus seinem Lieblingsbuch, dem silbernen Lexikon, vorzulesen, wie er es schon oft vor dem Schlafengehen oder der Mittagsruhe getan hatte. Fred würde sich an ihn schmiegen, seinen Kopf auf Alberts Schoß legen, die Augen schließen, und er würde sich warm anfühlen, trotz der Hitze draußen angenehm warm, und Albert würde es kaum wagen, sich zu rühren, und das Lexikon aufschlagen und irgendwo beginnen, bei *Billard* etwa, und nicht weiter kommen als bis *Bindehaut*. Fred würde schnarchen und im Schlaf noch jünger aussehen als sonst, höchstens wie Mitte vierzig. Albert würde das Lexikon zuklappen, ein Kissen unter Freds Kopf legen und eine viel zu kurze Vliesdecke über dessen viel zu lange Beine legen. In der Küche würde Albert etwas essen, seinen Magen mit dicken Scheiben Graubrot beruhigen, während er auf das von einem Sprung durchgezogene und versiegelte Fenster über der Spüle blicken würde, dessen linke untere Ecke zwei spottende Buchstaben zierten, *HA*, von denen er weder wusste, wer sie hinterlassen hatte, noch wann, in denen er aber, da sie von außen ins Glas geritzt waren, nichts anderes lesen konnte als die Initialen seiner Großmutter Anni Habom, sechs winzige Kratzer nach bester Zorromanier. Albert würde sich vorbeugen, die linke Hand auf die Spüle gestützt, und das Fenster anhauchen, und in die

beschlagene Scheibe würde er seine eigenen Initialen neben die seiner Großmutter schreiben, AD, fingerdick. Und er würde sie verblassen sehen. Danach würde er sich in seinem Zimmer im ersten Stock vergewissern, ob im Nachtschränkchen neben dem Bett noch genügend von Freds Medikamenten vorhanden waren. Erst dann würde er sich von der durchgelegenen Matratze locken lassen und die Müdigkeit herankriechen spüren, aber nicht einschlafen können.

Und genauso war es.

Obwohl sich Albert die ganze Zeit über sagte, er müsse etwas Besonderes empfinden, kein Déjà-vu, eher ein Dernier-vu. Schließlich kam er zum letzten Mal an.

## Liebste Besitze

Albert hatte kaum zehn Minuten auf seinem Bett gelegen, bleiern, leer und mit einem Tuch über den Augen, weil die Sonne durch die Vorhänge schien, als würde dieser Tag niemals enden, da platzte Fred herein: »Schläfst du?«

Albert winkte ihn zu sich – was blieb ihm anderes übrig –, und Fred ließ sich neben ihm auf die Matratze fallen.

»Sag mal«, Albert betrachtete sein Kinn, »wann hast du dich eigentlich zum letzten Mal rasiert?«

Fred blinzelte. »Gestern.«

»Bist du dir sicher?«

Fred blinzelte wieder. »Total sicher.«

»Hast wohl ein paar Stellen übersehen.«

Blinzeln.

»Frederick ...«

»Mama sagt, ich sehe gut aus!«

Anni brachte Fred besonders gern ins Spiel, um zu betonen, dass diese oder jene Meinung nicht etwa seinem Kopf entsprungen war, sondern dem einer wesentlich höheren Instanz. Einer Instanz, die vor sechzehn Jahren das letzte Mal etwas zu Fred gesagt hatte. Albert war damals drei Jahre alt. Seine Erinnerung an sie konnte er kaum als solche bezeichnen, manchmal kam es ihm vor, als bildete er sie sich bloß ein, weil er zu oft die zahlreichen Fotos von ihr in Freds Haus betrachtet hatte, sein Gesicht mit ihrem vergleichend, auf der Suche nach Ähnlichkeiten. Ihr hatte man nie die Finger einer Hand gezeigt. Siebzig Jahre lang hatte sie gelebt, ein von chronischem Bluthochdruck geprägtes, offenbar hartes Leben, wie die kardiologische Diagnose resümierte, und dann trat eine systolische Herzinsuffizienz auf, d. h. eine krankhaft verminderte Pumpfunktion, d. h. ihr Herz erlag seiner imposanten Größe, und Alberts Großmutter, sein letzter Draht zum Früher, war gestorben. So viel wusste er. In wenigen Aktenordnern, deren Funktion in erster Linie gewesen war, das unterste Fach eines klapprigen Regals zu stützen, fand er lückenhaft geordnete Unterlagen, aus denen vor allem hervorging, dass sie nicht krankenversichert gewesen war. Offenbar hatte sie ihr Lebtag lang keinen Fuß in eine Arztpraxis oder ein Krankenhaus gesetzt.

Albert setzte sich auf, ahmte mit Zeige- und Mittelfinger eine Schere nach.

Fred bedeckte seine stacheligen Wangen mit den Händen:  
»Aber mein Paps hatte einen blonden Bart!«

Fred behauptete, sein Vater, Alberts Großvater Arkadiusz,

sei Taucher gewesen. Ein Mann mit Ausnahmelage, der unterirdische Kanalsysteme repariert hatte, der einmal ohne Hilfsmittel bis zum Grund der Ostsee getaucht war und der, als Fred kaum größer gewesen war als der Bauch, den er neun Monate lang bewohnt hatte, bei seiner Arbeit von einer Unterwasserströmung erfasst worden und für immer im weitläufigen Netzwerk der Röhren verschwunden war. Ob erfunden oder wahr, jedenfalls musste deswegen stets jemand für Fred das Klo spülen, da er sich noch mehr dagegen sträubte als gegen eine Rasur: »Mein Paps reist ewig durch die Rohre und ist mal in Amerika, mal bei den Polen und manchmal auch hier!«

Albert stand auf, ging ins Bad und steckte den Akkurasierer in die Steckdose, und als er zurückkehrte, war Fred weg. Nachdem Albert das ganze Haus abgesucht hatte, fand er ihn im Garten in dem BMW 321. Ein Oldtimermodell aus den späten dreißiger Jahren, das, obwohl Fred keinen Führerschein besaß, ihm angeblich gehörte. »Flitzer«, nannte ihn Fred. Das Minzgrün des Lacks wirkte, als hätte man ihn zu heiß gewaschen. Der Reifengummi hing in Fetzen. Das Hupgeräusch konnte man bestenfalls als Quengeln bezeichnen. Die aufgerauten Lederbezüge rochen – fand Fred – lecker muffig wie er zwischen den Zehen. Ein leerer Blumentopf hielt die Beifahrertür in den Angeln.

Albert nahm Platz neben Fred, der am Steuer hockte. Seine Bartstoppeln glänzten im Sonnenlicht und das Lexikon ruhte in seinem Schoß. Er hatte es bei T aufgeschlagen. T wie Tod. Mit dem Zeigefinger deutete er auf die Abbildung eines Grabsteins aus Carraramarmor. »Was ist das für eine Farbe?«

»Taubenweiß?«

»Gibt es auch schwanenweiß?«